

„Liebt eure Feinde!“ Ein Wort an die Kinder des Höchsten

Predigt über Lukas 6, 27–35¹

KIM STRÜBIND

6,27 Aber ich sage euch, die ihr zuhört: Liebt eure Feinde; tut wohl denen, die euch hassen; 28 segnet, die euch verfluchen; bittet für die, die euch beleidigen. 29 Und wer dich auf die eine Backe schlägt, dem biete die andere auch dar; und wer dir den Mantel nimmt, dem verweigere auch den Rock nicht. 30 Wer dich bittet, dem gib; und wer dir das Deine nimmt, von dem fordere es nicht zurück. 31 Und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch! 32 Und wenn ihr liebt, die euch lieben, welchen Dank habt ihr davon? Denn auch die Sünder lieben, die ihnen Liebe erweisen. 33 Und wenn ihr euren Wohltätern wohltut, welchen Dank habt ihr davon? Das tun die Sünder auch. 34 Und wenn ihr denen leiht, von denen ihr etwas zu bekommen hofft, welchen Dank habt ihr davon? Auch Sünder leihen Sündern, damit sie das Gleiche zurückbekommen. 35 Vielmehr liebt eure Feinde und tut Gutes und leiht, ohne etwas dafür zu erhoffen. So wird euer Lohn groß sein, und ihr werdet Kinder des Höchsten sein; denn er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen.

Liebe Gemeinde,

die Feindesliebe ist die Königsdisziplin jeder christlichen Ethik. Nichts ist so emblematisch für das Christentum wie die Forderung, nicht nur den Nächsten, sondern auch seine Feinde zu lieben. Das ist unter den religiösen Mitbewerbern keineswegs selbstverständlich. Götter sind häufig barmherzig, aber in der Regel gegenüber ihren Anhängern. Die Feindesliebe verzichtet dagegen auf ein bilaterales Verhältnis von Lieben und Geliebt-Werden. Sie verlängert die nicht erwiderte Liebe und treibt sie in ihr Extrem. Nur so bleibt unser Gott treu.

1 Gehalten am Drittletzten Sonntag des Kirchenjahres am 10. November 2019 in der Evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Bloherfelde (Oldenburg i. O.).

Die Forderung, auch seine Feinde zu lieben, benennt, was sich als Konsequenz des christlichen Glaubens ergibt. Das Evangelium verweist mit diesem Gebot auf Gott: Gott selbst habe uns schon geliebt, „als wir noch seine Feinde waren“, schreibt Paulus im Römerbrief (Röm 5, 6–10). Ein Gott, der seine Feinde liebt, der sie nicht bestraft oder vernichtet, ließ in der Antike aufhorchen. Das war ein ganz neuer Ton im Gedränge der religiösen Angebote. Götter, die vergeben, Götter, die sich erbarmen, Götter, die ihren Anhängern großzügige Rabatte auf Fehler und Sünden gewähren, kannte man durchaus. Nicht, dass das unwichtig oder belanglos wäre. Aber Barmherzigkeit ist nicht das Alleinstellungsmerkmal des christlichen Gottes. Das erfolgreiche Geschäftsmodell des Christentums war immer mehr als das, viel mehr! Vor allem war dieser Gott weniger launisch als die tradierten Exemplare.

Das Evangelium bringt es auf den Punkt: Christus ist für uns gestorben, weil Gott nicht einmal seine Feinde von seiner Liebe ausschließt. Und seine Feinde, das sind nicht nur einzelne Frevler und Schurken. Seine Feinde, so sagt das Evangelium, das sind wir alle. Dabei ist auf eine Besonderheit zu achten: Gott begräbt an Karfreitag nicht etwa seinen Zorn gegen uns, indem er ihn an das Kreuz trägt, so wie Indianer ihr Kriegsbeil begraben. Vielmehr ist es gerade umgekehrt: Es ist *unser* Zorn, *unsere* Feindschaft gegen ihn, die wir tagtäglich durch unser selbstherrliches Leben beweisen, die Jesus Christus am Kreuz überwunden hat, indem er sie erträgt und auf sich nimmt. Gott begräbt am Kreuz *unser* Kriegsbeil. Denn Gott hat uns geliebt, als *wir* noch seine Feinde waren (Röm 5, 10). Die Feindschaft war immer eine einseitige, war immer unsere Sache und ist es bis heute. So wie die Liebe Gottes eben Gottes Sache ist, die im Evangelium zu unserer werden möchte.

Feindschaft wird durch Hass genährt. Hass scheint allgegenwärtig und findet auch in den Sozialen Medien seinen Ausdruck. Aber nicht nur dort. Wir erleben gerade, wie sich unsere Gesellschaft und das globale Staatsgefüge auf rasante Weise polarisieren. Die NATO sei „hirntot“, hat der französische Präsident in dieser Woche scharf formuliert; und Russland, die USA und die Türkei sind aus der Sicht der Europäer keine verlässlichen Partner mehr. In der Europäischen Union verlassen die Briten die Gemeinschaft, die Spaltung in eine östliche und westliche EU trägt ideologische, die Spaltung zwischen einer nördlichen und südlichen EU ökonomische Züge. Weltweit toben Handelskriege. Und dann droht auch noch das Weltklima sich gegen uns zu wenden, unser Feind zu werden.

Man muss die Situation nicht schlechter reden als sie ist. Gerade die Kirchen sollten sich vor dieser heidnischen Anbiederei an den Pessimismus hüten (obwohl sie allzu gerne dieser Versuchung in den Predigten erliegen!). Aber Hass und Feindseligkeit bestimmen derzeit unsere öffentlichen Debatten. Die Journalistin Carolin Emcke erhielt vor ziemlich genau drei Jahren den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels für ihren Essay „Gegen den Hass“. Hass sei das allerletzte in einer Gesellschaft, der überwunden werden müsse, fordert sie. Das Gegenteil scheint der Fall, und zwar nicht nur auf der Seite der politischen Extreme. Das Geschäft der Journalisten trägt das Ihre dazu bei, etwa wenn sie den Hass einerseits denunzieren und andererseits fröhlich mitmachen. Vorgestern las ich den politischen Kommentar eines Journalisten, der seine Kollegen zitierte. Etwa den Spiegel-Redakteur Hasnain Kazim, der eine Empfehlung zum Umgang mit AfD-Wählern abgab. „Es geht nicht darum, AfD-Wählerinnen und AfD-Wähler zu, erreichen“, schrieb er. „Es geht darum, sie auszugrenzen, zu ächten, sie kleinzuhalten, ihnen das Leben schwer zu machen, sie dafür, dass sie Neonazis und Rassisten den Weg zur Macht ebnen wollen, zur Verantwortung zu ziehen.“ 500 Menschen haben diesen Beitrag gelikt.

Und der vermeintlich seriöse Deutschlandfunk hat einen Kommentar veröffentlicht, der seine Zuhörer aufforderte, mehr Hass auf AfD-Anhänger zu entwickeln. „Wir müssen wieder hassen lernen – und zwar richtig“, empfahl er. „Wer glaubt, dass Hass generell von gestern ist, der glaubt auch an die Unumkehrbarkeit der Geschichte und der demokratischen Zivilisierung. Dass dieser Glaube ein Irrglaube ist, wenigstens diese Einsicht sollte sich inzwischen durchgesetzt haben.“

Küssen verboten, aber Hassen erlaubt? Gibt es tatsächlich ein „Gebot zu hassen“, wie es hier gefordert wird? Ist man heute schon ein Verräter, wenn man sich weigert, hasserfüllte Menschen zurückzuhassen? Das klingt paradox. Soll man für den innergesellschaftlichen Frieden etwa auch mit Gewalt kämpfen? Das wäre doch so, als hätte man Sex mit dem Ziel der Jungfräulichkeit.

Wer hier ratlos ist, der sei mit der Erinnerung betraut, dass Jesus nicht für die Gerechten, sondern – wie Paulus an anderer Stelle schreibt – für Gottlose gestorben ist (Röm 10, 5). Das entspricht sehr präzise der Forderung Jesu, seine Feinde zu lieben. An welche Feinde mag Jesus wohl gedacht haben? Im Textzusammenhang spricht er von den Feinden des Evangeliums, von denen, die seine Jünger brutal verfolgen werden. Wie sollen sie reagieren? Mit Gegenhass und Gegenfeindschaft? Sollen sie einen Fluch über ihre Gegner aussprechen?

Nein, sagt Jesus zu denen, die vergessen haben, wes Geistes Kind sie sind: Ihr sollt sie segnen!

Das Evangelium, überwindet alle Grenzen des sozialen Stands, der Hautfarbe und der Geschlechter (Gal 3, 28). Eine andere Grenze wird dabei gerne übersehen: es ist die Grenze zwischen mir und – wen immer man dafür halten mag – den Feinden: den Feinden meiner eigenen Wahrheiten und Überzeugungen, meiner eigenen kleinen Welt. Feindschaft stellt Menschen in Ecken, in denen sie sich selten wohlfühlen und in die sie immer öfter auch nicht gehören. Weil sie andere und manchmal auch problematische Ansichten vertreten, fühlen wir uns durch sie bedroht. Und dann folgt schnell ein vernichtendes Urteil, das nicht mehr die Meinung, sondern die Person insgesamt trifft. Nach einer Umfrage des Allensbach-Instituts sind Zweidrittel der Bevölkerung der Meinung, man dürfe heute nicht mehr alles sagen, was man denke. Nicht etwa, weil es eine strafbare Handlung wäre. Die Gefährdung der Meinungsfreiheit ist subtiler, aber vielleicht noch härter und weniger faktenbasiert als die juristische: Sie besteht in der Ausgrenzung des „Feindes“. Wer nicht den pathetischen Appellen zur „Wahrheit“ bei den großen Themen unserer Zeit folgt, findet sich schnell in einer rechten oder linken Ecke wieder. Und einmal dort angesiedelt, hört einem niemand mehr zu, weil Stigmatisierte immer nur Unrecht haben können oder besser sollen. Der Philosoph und Vorsitzende der „Giordano Bruno Stiftung“, Martin Schmitt-Salomon hat sich dagegen ausgesprochen: Die Güte eines Arguments muss unabhängig davon beurteilt werden, wer es äußert. Rational denkende Menschen schere es daher nicht, wenn sie „Beifall von der falschen Seite bekommen“. Die Erde ist nicht deshalb eine Scheibe, weil politisch verblendete Menschen behaupten, sie sei eine Kugel.

Das war zur Zeit Jesus nicht anders. Er hat, wie sich belegen lässt, in einer hasserfüllten Gesellschaft gelebt: Juden und Römer hassten sich, Juden hassten Juden, die der falschen Partei anhängen. Manche trugen einen Dolch bei sich, um die heidnischen „Feinde“ heimtückisch zu ermorden. Sie dachten, sie erwiesen Gott damit einen Dienst. Auch Christen bekämpften sich schon zu Zeiten des Paulus und fingen an, sich gegenseitig dämonisch inspirierter Irrlehren zu bezichtigen. Das Neue Testament kennt viele solcher Konfliktgeschichten, die bereits am Anfang der Kirchengeschichte stehen. In der Gemeinde in Korinth gab es Parteien, die sich feindselig gegenüberstanden. Paulus erinnert sie an das Evangelium, um ihnen deutlich zu machen, wie absurd solche Spaltungen im Namen des gekreuzigten Christus sind. Was er wohl

zur konfessionell fragmentierten kirchlichen Landschaft unserer Tage sagen würde?

Feinde entstehen, indem man sie dazu macht, indem man sie „konstruiert“. Nicht nur Freundschaften wollen gepflegt sein. Gib dem Hass stets neue Nahrung und du fütterst einen Feind. Und der hat viele Gesichter: Den Flüchtling, den politischen Gegner, den böswilligen Chef, die Verwandten, mit denen man sich um das Erbe streitet, der Nachbar, dem man immer zu laut ist. Am schlimmsten aber sind die Gesinnungsfeinde. Ich selbst habe keine Feinde. Außer ich setze mich ins Auto und habe es eilig.

Feinden gesteht man nicht zu, was man für sich selbst gerne in Anspruch nimmt: Dass Irren etwas Menschliches ist. Warum gestehen wir ihnen nicht zu, Dinge für falsch zu halten, die uns einleuchten? Kann man von jemandem verlangen, nicht so zu denken, wie er es tut? Sitzen wir nicht auf einem zu hohen Ross, wenn wir meinen, jeder müsse die Welt so deuten wie wir? Heute ist Irren nicht mehr menschlich. Es ist zu etwas Unmenschlichem, mehr noch: zu etwas Unverzeihlichem geworden. Radikale und fundamentalistische soziale Bewegungen pochen neuerdings auf absolute Gefolgschaft, was ihre Ansichten betrifft. Meinungen geht es mittlerweile wie den politischen Entscheidungen: Sie gelten als alternativlos. Wer „Vielfalt“ fordert, meint oft nur den eigenen Meinungskorridor.

Die in unseren Köpfen konstruierten Feinde erhalten häufig das Attribut „Leugner“. Wer leugnet, ist am allerschlimmsten, denn er stellt sich ja bewusst gegen Wahrheiten und Tatsachen. Der Leugner vertritt nicht nur eine andere Sicht der Dinge – er tut es ja auch wider besseres Wissen, er „leugnet“, was die kleine Schwester der Lüge ist. Wer andere „Leugner“ nennt, bedient die Sprache von Ketzerprozessen und der Inquisition. Damit haben wir in den Kirchen ja Erfahrung – und sollten gerade deshalb vorsichtig mit solchen Bezeichnungen umgehen.

Man kann niemanden zu einer Erkenntnis zwingen, und sei eine andere Meinung für uns noch so absurd. Denn das macht Toleranz und Meinungsfreiheit doch gerade aus: Dort, wo sie strapaziert wird, beim Aushalten des Unerträglichen, gibt sie sich zu erkennen. Toleranz heißt nicht, etwas zu akzeptieren, sondern zu lernen, Menschen den Respekt nicht zu verweigern, deren Ansichten einem zutiefst widerstreben. „Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben – welchen Lohn habt ihr“ (V. 32), fragt Jesus. Das kann und das tut doch jeder.

Jesus lehrt uns etwas Anderes: „Liebt eure Feinde!“ Vielleicht würde er heute sagen: „Entfeindet sie, statt sie zu entfremden!“ Er macht wie

Gott einen Unterschied zwischen dem Sünder und seiner Sünde. Ihm war wichtig, auch dem einen Schaf nachzugehen und es zu retten, das sich aus eigenem Verschulden verirrt und von der Herde und ihrer kollektiven Intelligenz entfernt hat. Wer nur seine Freunde liebt, der bleibt ganz bei sich selbst. Weil die, die man natürlicherweise liebt, einem so ähnlich sind. Wahrscheinlich ist die Freundesliebe nur eine Variante unseres Narzissmus⁶. Wo man die liebt, die einen auch lieben, liebt man immer sich selbst – im Anderen. „Das tun Sünder auch“, sagt Jesus.

Die Liebe Gottes bewährt sich aber dort, wo jemand anders ist, wo man sich vielleicht beherrschen muss, um nicht aus der Haut zu fahren. Ganz anders ist es, wenn wir Schubladen öffnen, ein Etikett daran kleben und „die Anderen“ dort ablegen. Feindschaft wird in Schubladen besiegelt, die sagen: den kann man vergessen! Jesus hat am Kreuz aber nicht gebetet: „Vater vergiss sie, denn sie haben eine große Sünde begangen!“ Nein, er betete: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun!“

Wenn wir selbstkritisch auf die Etappen unseres Lebens zurückblicken, stehen wir aber oft selbst reichlich kleinlaut vor unseren früheren Worten und Taten. Wir müssen nicht erst bis zum jüngsten Gericht warten, um uns das einzugestehen. Was hätten wir von Gott zu erwarten, wenn er Feinde „vergessen“ würde? Und das betrifft auch unsere kollektive Erinnerung. Der gestrige 9. November ist, wie wir alle wissen, ein Schicksalsdatum der deutschen Geschichte, in dem sich Glanz und Elend widerspiegeln. Wir erinnern uns an die antijüdischen Pogrome, die mit diesem Tag verbunden sind. Als eine Mehrheit der Bevölkerung sich ganz sicher war, auf der guten Seite zu stehen, indem man die vermeintlichen Feinde des Volkes hasste, beraubte und anschließend vernichtete. Schon wieder müssen Juden heute um ihr Leben fürchten, weil verblendete Menschen sie zu Feinden machen.

In gleicher Weise sehen wir auf den Fall der Berliner Mauer vor 30 Jahren, den ich mit meiner Frau in Berlin hautnah mitbekommen habe. Damals, als der Feind im Osten entzaubert wurde und sich als Mitmensch entpuppte, als eine Mauer, die mit einer absurden Begründung errichtet wurde, in sich zusammenfiel. Ich gebe zu, dass ich den SED-Staat als Bürger des damaligen Westberlins zutiefst verachtete, einem Staat, der mit Vorsatz die Wahrheit in Lüge verkehrte, der seine Bevölkerung mit einem Heer an Kollaborateuren und Denunzianten unterdrückte und einsperrte.

Ich sehe noch die schwitzenden Gesichter der Grenzsoldaten vor mir, die in den Tagen nach dem 9. November hilflos in unsere Reise-

dokumente guckten und verunsichert waren. „Liebet eure Feinde sagt Jesus“ auch damals. Es fiel mir schwer, und ich habe es nicht gemacht. Ich habe diese Menschen mal mehr, mal weniger verachtet und war auf der Seite derer, die eine strenge Bestrafung für die Schergen des Regimes forderten. Ich hatte in meiner Selbstgerechtigkeit vergessen, was Jesus sagte: „Tut denen Gutes, die euch hassen!“ (V. 27).

Hass kann man nicht mit Gegenhass überwinden, sondern nur indem man aufhört, zu hassen. Ich sehe Jesus, wie er sich skandalträchtig auf den Weg zu den zwielichtigen Menschen machte und dafür „Freud der Zöllner und Sünder“ genannt wurde. Er sei ein „Fresser und Säuffer“ und halte es mit den Heiden. Ich sehe ihn heute manchmal, wie er versucht, bei AfD-Mitgliedern und „Klimasündern“ zu Gast zu sein und in seine Gefolgschaft einzuladen, weil der Hass nicht das letzte Wort haben darf. Wie macht er das? Wie verändert er uns? Nicht durch den Appell an innere Werte oder einen moralischen Kompass. Solche Beschwörungen sind kraftlos. Moralpredigten deprimieren und generieren vor allem Heuchelei. Auch da lässt sich manches in der Bibel nachlesen.

Was aber hat die Kraft uns zu verändern? Nur die Erinnerung an eine große Geschichte, in der die Feindschaft durch die Liebe überwunden wurde, sagt das Evangelium. Es ist die Geschichte von Jesus Christus, dem Sohn Gottes, der auch seine Feinde liebt. Diese Geschichte sollen wir fortschreiben: „Liebt eure Feinde, so werdet ihr Kinder des Höchsten sein. Denn er ist gütig gegen die Undankbaren und Bösen“ (V. 35).

In Dostojewskis Roman „Die Gebrüder Karamasov“ erzählt Iwan Karamasow seinem Bruder Aljoscha eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert in Spanien. Die heilige Inquisition hatte gerade Hunderte von Irrlehrern in Schauprozessen verurteilt und zur größeren Ehre Gottes hingerichtet. Da erscheint urplötzlich Jesus. Er spricht kein Wort, aber heilt einen Blinden und erweckt ein totes Kind zum Leben. Der Kardinal Großinquisitor beobachtet es von ferne und lässt ihn verhaften. In einem Verhör bekennt er, dass er genau wüsste, wer er, Jesus, sei. Er habe aber kein Recht, auf die Erde zurückzukommen, um „die kirchliche Ordnung zu stören“ und den Menschen die Qual der Freiheit zurückzugeben, deren Last die Kirche den Gläubigen abgenommen habe. Deshalb werde er als der schlimmste aller Ketzler am kommenden Tag auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Jesus antwortet auf den langen Monolog des Großinquisitors mit keinem Wort. Aber als er zu Ende gesprochen hatte, geht er auf ihn zu und küsst ihn auf seine blutleeren Lippen. Daraufhin verliert der Mann der kirchlichen Gewalt

vollkommen die Fassung. Er springt auf, öffnet die Türen des Kerkers und ruft ihm zu: „Komm nie mehr wieder ... niemals, niemals!“

Wer den Hass überwinden will, muss auf Jesus sehen. Man muss Irrende umarmen und manchmal auch die blutleeren Lippen von Inquisitoren küssen. So kommt die Liebe dann auch zu uns. Denn das hält kein Hass der Welt aus.

Amen.